

XIX. Reisen in den Vereinigten Staaten 1907

Die Weihnachtsferien und die Zeit nach Schluss der Winter-Vorlesung benutzte ich, das Land besser kennen zu lernen. Mein erstes Ziel war die Landeshauptstadt. Es fehlte von ihr eine lebendige Vorstellung. In meiner Erinnerung überwog der Eindruck des Unfertigen. Verschiedene der grössten Gebäude waren 1893 noch im Bau gewesen, so die riesenhafte Kongress-Bibliothek, auch das grosse Post-Office. Dieser Eindruck war nicht mehr vorherrschend. Washington war jetzt eine ungewöhnliche Sammlung stattlicher Bauten mit breiten Strassen und vielen freien Plätzen, auf starken Zuwachs mit Recht berechnet. Es hatte es sogar erreicht, für die Hauptstädte der Einzelstaaten als Vorbild zu dienen, oft in einer Masse, das an Typisierung erinnerte. Was mir besonders auffiel, war die beschauliche Art der Stadt. Als nicht zu einem Einzelstaat gehörende Hauptstadt des Bundes ist Washington von der Beteiligung an den meisten Wahlen ausgeschlossen und dem politischen Streit weitgehend entrückt; als Stadt von Beamten entbehrt es des geräuschvollen Geschäftstriebs; und wenn etwas südliche Trägheit in seiner Luft lag, so trug es dazu bei, dass nach dem letzten Zensus (1900) im „District of Columbia“ unter seinen 278000 Einwohnern ein Drittel Neger waren. Der lässige, oft stutzighaft gekleidete Schwarze spielte im Bilde der Hauptstadt eine überraschende Rolle, während in New York die Neger auf einige abgelegene Stadtteile beschränkt waren.

Washington war schwer mit anderen Hauptstädten zu vergleichen. Es nahm unter ihnen eine eigenartige Stellung ein. Mit London und Paris konnte es nicht verglichen werden, weil die Vereinigten Staaten im Gegensatz zu England und Frankreich ein Bundesstaat waren und zwar ein solcher, der den vielen Einzelstaaten alles überliess, was sie allein angeht. Mit Berlin war aber auch ein Vergleich nicht angebracht, weil Berlin Hauptstadt eines deutschen Einzelstaates und Reichshauptstadt war. In Washington hatte nicht die Regierung eines Einzelstaates ihren Sitz, sondern nur die Bundesregierung. Die häufige gegenüberstellung der verschiedenen Hauptstädte wirkt daher nicht klärend.

Ferner war die Unionsregierung, wie schon angedeutet wurde, in ihren Befugnissen sehr beschränkt. Sie hatten es nur mit den Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Ausland und mit den Beziehungen der Einzelstaaten unter einander zu tun. Zu den Beziehungen zum Ausland gehörten Auswärtige Politik, Heer und Marine, Geldwesen und Post. Das Übrige verzettelte sich; statistische Erhebungen, Patentsachen und Indianer-Angelegenheiten waren früh auf die Union übertragen worden; auch waren Bundesgerichte zuständig, wenn es sich um Bundesgesetze, insbesondere die Bundesverfassung handelte. 1893 hatte ich den Eindruck gehabt, dass ein Zustand von Dauer erreicht sei, jedenfalls war von Ausdehnungsdrang nichts zu spüren gewesen. Das hatte sich gründlich geändert. In die äussere Politik war seit dem Krieg mit Spanien starkes Leben gekommen und je mehr der industrielle Grossbetrieb sich entwickelte, wuchs die Wirtschaft über die Grenzen des Einzelstaates hinaus und in den Bereich des zwischenstaatlichen Handels hinein. Hier zeigten sich überall Keime neuer Entwicklungen. Vor allem war die „Interstate Commerce Commission“ am Werke. Ihre Arbeit, der es zu danken war, dass die Eisenbahnen endlich eine gesündere Entwicklung nahmen, konnte als Vorbild dienen für die Sanierungsbestrebungen, die bald auch ausserhalb des Bereichs der Eisenbahnen hervortraten.

Mit dem Anwachsen der Aufgaben der Bundesregierung, mit dem auch weiter zu rechnen war, musste sich auch die Stadt Washington ändern. Dass sie aber in etwas mehr als drei Jahrzehnten über die dreifache Einwohnerzahl erreichen würde, hat damals wohl niemand für möglich gehalten. Das ist darum von so viel grösserer Bedeutung als bei irgendeiner anderen Stadt in den Vereinigten Staaten, weil die Gründe dieses Wachstums andere sind als sonst. Sie greifen tief in das politische und wirtschaftliche Gefüge des Staates ein; denn sie wurzeln in Machtverhältnissen nicht nur zwischen Einzelstaat und Union, sondern auch zwischen Staat und Wirtschaft und müssen schliesslich auf die Verfassung des ganzen Landes verändernd wirken. Jede erhebliche Vergrösserung Washingtons muss auch einen Druck auf New York ausüben; eine Steigerung der lange allzu bescheidenen Weltstellung der grössten Hafenstadt des Landes bedeuten.

Ich erinnerte mich auch, dass der bekannte New Yorker Bankier James Speyer mir erzählt hatte, er fahre neuerdings alle paar Wochen zu einer Unterredung mit dem Präsidenten nach Washington. In den reich gewordenen Familien war nachgerade zu spüren, dass sich das Schwergewicht in den Vereinigten Staaten verschiebe. Bisher hatte sich in der Nachkommenschaft dieser Familien, wenn sie sich aus der praktischen Geschäftstätigkeit herauszog, eine Vorliebe gezeigt, sich der Wissenschaft oder Kunst zu widmen. Jetzt rückte als Ziel des Ehrgeizes der Einfluss auf die Regierung immer mehr in den Vordergrund. Durch die Weltkriege sollte diese Entwicklung dann eine Ausweitung und Beschleunigung erfahren.

Der deutsche Botschafter, Freiherr Speck von Sternberg, der trotz schwerer Krankheit mit dem Präsidenten regelmässig anstrengende Ritte unternahm, hatte mir geschrieben, dass er mich dem Präsidenten vorstellen wolle. Er nahm mich freundlich auf, interessierte sich aber anscheinend nicht für meine Aufgabe. Vielleicht hing damit der merkwürdige Verlauf des Besuches im Weissen Haus zusammen. Der Präsident sagte nämlich, er lese gerade in den Kriegsgeschichtlichen Studien meines Kollegen Hans Delbrück und sei besonders von der Schilderung der Schlacht von Salamis sehr gepackt. Da ich sie nicht kannte, kam ich in eine etwas unglückliche Lage. Der Präsident liess sich in seinem Enthusiasmus für die Schlacht von Salamis aber nicht beirren. Als er mit der lebhaften Erzählung ihres Verlaufs fertig war, erhob sich der Botschafter und die Audienz war zu Ende. Unzweifelhaft hatte der Präsident seinen Ruf als Typus eines „College bread man“ wahr machen, vielleicht sich als Anhänger der Theorie des amerikanischen Marineschriftstellers Mahan offenbaren wollen, wonach im neuzeitigen Krieg die Seemacht entscheidend ist; als ich aber dem Botschafter ein wenig Verwunderung über den Verlauf der Audienz zu erkennen gab, hatte ich den Eindruck, dass er über mein Lehrfach nicht ganz im Klaren war. Am Abend des nächsten Tages war ich zur „Reception“ im Weissen Haus eingeladen. Nachdem ich mit dem Präsidenten einen Händedruck und einige Worte gewechselt hatte und dem Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, General Wood, vorgestellt worden war, wurde ich quer durch den bereits stark gefüllten Saal zum Handelsminister Strauss geführt. Früher Mitinhaber des grossen New Yorker Warenhauses R.H.Macy, dessen Schaufenster zur Weihnachtszeit grössten Freuden des Festes für mich, hatte er sich Roosevelt zur Verfügung gestellt und sich eine einflussreiche Stellung geschaffen. Ich stand mit seiner Tochter in eifrigem Gespräch, als durch den Saal eine Bewegung hindurchging. Mit Ausnahme des General s Wood war, glaube ich, keine Uniform im Saal. In diesem farblosen Kreise, wo das Schwarz der männlichen Zivilkleidung nur durch wenige Damenkleider

unterbrochen wurde, erschien der erste Botschafter der deutschen Botschaft in der Uniform eines Reserve-Offiziers der Kavallerie und stolzierte mit klirrenden Sporen über das Parkett des Saales. Meine Nachbarin flüsterte mir zu: „Das ist's was uns schwankend macht in unserer Sympathie für Deutschland“. Sollte man nicht auf die Empfindungen eines grossen Volkes Rücksicht nehmen? Ich wurde in meiner schon beim König von Korea gewonnenen Ansicht bestärkt, dass die Vorschrift, ein Reserve-Offizier müsse bei allen offiziellen Veranstaltungen seine Uniform anziehen zum mindesten im Ausland nicht nur nicht förderlich, sondern schädlich wirkte; sie lenkt die Aufmerksamkeit nicht nur auf Äusserlichkeiten an, sondern das Gespräch auch leicht in Bahnen, die politisch unerwünscht sind.

In Washington, wo meine Gedanken dieses Mal in auffälligem Gegensatz zu meinem ersten Besuch immer wieder in die Zukunft gelenkt wurden, begann meine Reise nach Süden. Sie sollte der Erweiterung der Kenntnis meines Jugendlandes dienen, aber zugleich auch eine Erholungsreise sein: eine Flucht aus der Arbeit, aus dem Trubel der Grosstadt, aus der Kälte des New Yorker Winters.

Aber sie sollten noch mehr, nämlich mich auch ein wenig mit der grossen Wandlung vertraut machen, die seit meinem Besuch im Jahre 1893 eingetreten war und sich so vielfach bemerkbar machte. Schurz hatte von ihr gesagt, sie sei „a subject of more momentous consequences than any ever submitted to the judgment of the American people since the foundation of our constitutional government“. Kurz vor Ratifizierung des den Krieg mit Spanien beendenden Pariser Friedens durch den Senat in Washington hatte er am 4. Januar 1899 seine warnende Stimme erhoben. Bisher sei es ein besonderer Stolz der Vereinigten Staaten gewesen, eine grosse, kostspielige Armee und Kriegsflotte nicht nötig zu haben; mit Milteid hätten sie auf die eng zusammengedrängten Völker in Europa geblickt. Auch habe die Regierung beim Ausbruch des Krieges mit Spanien feierlich erklärt, dass er nur zur Befreiung Kubas vom spanischen Joch erfolge. Im Widerspruch damit erstrebe man jetzt Gebietsvergrösserung im Osten (Portorico und Kuba) und im Westen (Philippinen). Zwar wären schon mehrfach durch Krieg und Kauf Vergrösserungen erfolgt, wie Louisianan, Florida, Texas und Kalifornien einerseits, Alaska andererseits. Alle bisherigen Vergrösserungen hätten auf dem amerikanischen Kontinent stattgefunden alle, bis auf Alaska unmittelbar an den bisherigen Landesgrenzen, seien dünn besiedelte, in der gemässigten Zone liegende, für europäische Einwanderer geeignete Gebiete gewesen; sie hätten als Territorien oder Staaten in der Organisation der Vereinigten Staaten eingefügt werden können und hätten keine Vergrösserung der amerikanischen Wehrmacht erfordert. Jetzt handle es sich im Osten wie Westen um Gebiete ausserhalb der gemässigten Zone, fern von den bisherigen Landesgrenzen, dicht bevölkert mit fremden Rassen; sie könnten auch nicht der Organisation der Vereinigten Staaten eingefügt werden und verlangten Verstärkung des militärischen Schutzes. Zum bedauerlichen Rassengegensatz von Weissen und Negeren kämen weitere hinzu. Noch nie habe das amerikanische Volk vor einer so gefahrenreichen Entwicklung gestanden.

Mein erstes Ziel war Savannah, die Stadt von welcher der erste Dampfer nach Europa gefahren ist, lange der grösste Ausfuhrhafen der Welt für Baumwolle und damit zeitweise sogar der grösste Ausfuhrhafen Nordamerikas. Ich wollte dort einen Bremer Landsmann besuchen und hatte ihm meine Ankunft telegraphisch mitgeteilt. Die Fahrt war jedoch reich an Überraschungen. Auf der eingleisigen Bahn wurde auf offener Strecke oft Halt gemacht. Dann strömte alles aus dem Zuge heraus, um neben dem Bahndamm spazierenzugehen. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde mein Name laut ausgerufen;

ich erhielt von meinem Bekannten die telegraphische Mitteilung, dass ich einen Tag später, als ich angenommen hätte, ankommen würde. In der Tat hatten wir auf der Fahrt, die nach dem Reisehandbuch höchstens 19 Stunden dauern sollte, 22 Stunden Verspätung. Ich wurde sogar noch beglückwünscht, dass ich überhaupt angekommen sei; denn die Bahn heisse allgemein die „Selbstmörder-Eisenbahn“, weil so viele Unglücksfälle auf ihr vorkämen; man riet mir dringend, mich auf dem Rückweg ihr nicht anzutrauen. Die Atlantic Coast Railroad Co. war nämlich in Konkurs, und vom Konkursverwalter wurden Aufwendungen möglichst vermieden.

Allerdings waren auch andersartige Gründe mit im Spiel. Savannah litt noch immer unter dem Bürgerkrieg. Die alte Arbeitsverfassung der Baumwoll Plantagen war mit der Aufhebung der Sklaverei beseitigt worden; aber die Neger hatten damit noch nicht die Fähigkeit zu wirtschaftlicher Selbständigkeit gewonnen. Im Baumwollbau war aus Sklaven vielmehr der „Share-cropper“ geworden, bei dem die bisherigen rechtlichen Zwangsmittel durch wirtschaftliche ersetzt waren. Das machte keinen grossen Unterschied, war manchmal für den Neger sogar eine Verschlechterung. Allerdings hatte er jetzt die Freiheit der Bewegung, und neuerdings hatte er angefangen, aus dem ehemaligen Sklavengebiet in Teile der Vereinigten Staaten anzuwandern, wo Sklaverei nie bestanden hatte. Schon darum hatte nicht mehr wie früher fast jede Steigerung der Weltnachfrage nach Baumwolle auch eine der Baumwollausfuhr von Savannah zur Folge. Mehr besorgt machte aber etwas anderes. Savannah hatte im eigenen Lande eine neue Konkurrenz bekommen: Galveston. In Texas wurde die neue Weltnachfrage mit weisser Arbeit, aber neuzeitlichen Arbeitsmethoden befriedigt. Galveston kam der Aufschwung von Texas, diesem grössten Staate der Union, zu Gute. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte seinen Hafen im Hinblick auf den Panama-Kanal ausgebaut. Sogar der Orkan, der vor kurzem die Stadt heimgesucht hatte, schlug ihr zum Glück aus. Der Staat Texas erliess ihr für fünfzehn Jahre alle Steuern. Wenn man in Savannah mit Sorge in die Zukunft blickte, so war Galveston der Hauptgrund.

Ich konnte mich dort nicht länger aufhalten. Gern hätte ich DuBois aufgesucht, mit dem ich während meines Studiums in Berlin freundschaftlich verkehrt hatte. Er war, als Verfasser des schönen Buches „The soul of the black folks“ berühmt geworden, Professor an der Universität in Atlanta, aber durfte als Mischling nicht im selben Trambahnwagen fahren wie die Weissen. Auch der Einladung Booker Washingtons, die Industrial School in Tuskegee zu besuchen, die er mit Hilfe einer Stiftung Carnegies gegründet hatte und leitete, hätte ich gern entsprochen. Jedoch die Zeit fehlte. So fuhr ich mit meinem Bremer Freund alsbald weiter nach Süden. Für Florida sollte die Zeit von Dezember bis März am günstigsten sein. Das Wetter war aber keineswegs einladend. Die Orangen-Gärten waren durch Frost zerstört und damit musste man auch in Zukunft rechnen, denn die Wälder, welche Florida gegen die kalten Nordwinde geschützt hatten, waren schlimmem Raubbau anheimgefallen, und auch hier gab es eine überlegene Konkurrenz mit starker Entwicklung: Kalifornien. Da auch eine grössere Autofahrt, zu der ich eingeladen war, alsbald im Graben endete, beschlossen wir, sogleich nach Kuba weiter zu reisen. Im Grunde habe ich von Florida und dem ganzen Süden der Vereinigten Staaten nichts gesehen. Nur das war mir klar, dass man von „solid south“ nur politisch sprechen konnte; er war den Demokraten sicher, soweit die Baumwollkultur reichte. Je mehr im Rahmen der Gesamtwirtschaft des Landes die Ausfuhr von Roherzeugnissen abnahm, mussten die Freihandelsinteressen hinter den Schutzzollinteressen der kräftig emporstrebenden Industrie zurücktreten.

Als ich in Havanna zum ersten Mal durch die Stadt ging, hatte ich eine merkwürdige Empfindung. Die Stadt heimelte mich irgendwie an. Das konnte nicht eine Erinnerung an Italien sein. Dieses hat eine natürliche Grazie, die meist im Unbewussten bleibt; in Havanna dagegen begegnete man einer „Grandezza“, die selbst in Lumpen noch von Eitelkeit zeugt. Plötzlich ging mir auf: es war eine verblichene Kindheitserinnerung. Ich war ja durch eine Nächtliche Dampferfahrt von wenigen Stunden aus der englisch-amerikanischen in die spanisch-amerikanische Welt versetzt worden, wo ich mehrere Kinderjahre verbracht hatte. Ein unsicheres Gefühl des Wiedersehens ergriff mich.

Was mich besonders interessierte, war aber, dass sich hier die spanisch-amerikanische und die englisch-amerikanische Welt mischte. Im Hafen, von der Stadt aus sichtbar, lag noch das Wrack des nordamerikanischen Kriegsschiffs „Maine“, das den Anlass zum Krieg mit Spanien gegeben hatte. In den Strassen bewegten sich zwischen der einheimischen Bevölkerung, von der man sich denken konnte, dass sie sich leicht erregte und schwer zu regieren war, die siegreichen Nordamerikaner in Uniform und Zivil in grosser Unbefangenheit. So verschieden diese Teile der Bevölkerung waren, es machte nicht den Eindruck, dass sie sich feindlich gegenüberstanden. Der deutsche Vertreter wie auch der meinem Freunde bekannte englische waren sich einig in der Ansicht, dass das reibungslose Zusammensein der beiden verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung ein persönliches Verdienst des neuen Gouverneurs Magoon sei.

Es war mir interessant, diesen vielbesprochenen Mann kennen zu lernen. Er war auf ungewöhnliche Art in seine Stellung gekommen. Als Elihu Root Kriegsminister war, fielen ihm Berichte über Fragen in Kuba in den Philippinen besonders auf. Er stellte fest, dass sie von einem einfachen „Clerk“ stammten. Als kurz darauf sich die Verhältnisse im Gebiet des späteren Panama-Kanals, dessen Bau beschlossen war, besonders unerfreulich gestalteten, wurde dieser Clerk zum „Governor of the Canal Zone“ ernannt, und er löste seine Aufgabe als „pacificator“ in kurzer Frist. Darauf sollte er als Vice-Gouverneur nach den Philippinen; doch brach noch vor seiner Abreise ein Aufruhr in Kuba aus, Magoon wurde deshalb im Oktober 1906 zum Governor in Kuba ernannt. Als ich ihn aufsuchte, nahm ich an, dass es sich nur um einen förmlichen Höflichkeitsbesuch handeln würde; statt dessen entwickelte sich eine lange, überaus inhaltsreiche Unterredung. Ich hatte einen Mann kennen gelernt, den man nicht wieder vergessen konnte. Schon äusserlich war er auffallend: ganz ungewöhnlich hoch und breit, mit grossem Kugelkopf und ungesunder Gesichtsfarbe. Man sah sogleich, dass er aus einfachen Verhältnissen stammte, nichts vom überfeinerten „Gentleman“. Auf meine Fragen ging er mit freundlicher Bereitwilligkeit ein, freimütig und besonnen. Ich gewann den Eindruck, dass er nicht eine politische Eingliederung Kubas, sondern nur Ruhe zur wirtschaftlichen Betätigung erstrebte. Zum Schluss lud er mich zu einem Sonntag-Picknik auf einer der grössten Tabak-Plantagen ein. Ich hatte noch nie eine gesehen und war erstaunt, welche Sorgfalt jeder einzelnen Pflanze zugewandt wurde, fast sogar jedem einzelnen ihrer Blätter. Es wurde vor starkem Regen wie starkem Sonnenschein geschützt; jedes musste zu ganz bestimmter Zeit gepflückt werden; und Hauptgeheimnis schien die Behandlung des Bodens zu sein. Leider war die Gesellschaft gross, sodass die Unterhaltung im Konventionellen stecken blieb. Auch war in der unmittelbaren Umgebung des Governors der Jüngste der Brüder Duke, der mir ebenso wenig gefiel wie sein Tabaktrust. Die rücksichtslosen Züge des jungen Multimillionärs liessen nichts Gutes erwarten für die Qualitätsproduktion, die Deutsche hier unter spanischer Herrschaft aufgebaut hatten.

Am nächsten Tage besuchte ich die berühmte Tabakfabrik der Bremer Firma Upmann. Fabrik ist eigentlich ein falscher Ausdruck, denn ich entsinne mich nicht, eine Maschine gesehen zu haben. Die Arbeitsstätte besteht im wesentlichen in einer luftigen Halle, in der Hunderte von Kubanerinnen die Zigarren mit den Händen geräuschlos drehten. Sie müssen bei der Hitze in Stimmung gehalten werden. Diesem Zweck diente ein grosser Katheder, das in der Mitte des Raumes etwa anderthalb Stockwerk in die Höhe ragte. Auf ihm hatte ein Vorleser seinen Sitz und ein Ausschuss der Arbeiterschaft bestimmte, was er vorlas; es sollen regelmässig sehr blutrünstige Geschichten gewesen sein. Bei ihrem Anhören gedieh die Arbeit gut. Später erfuhr ich, dass diese Einrichtung auf eine alte Gepflogenheit zurückging. Die Bremer Zigarrendreher hatten nämlich seit langem die Stille ihrer Arbeit dadurch ausgenutzt, dass sie sich einen Vorleser hielten und zwar für politische Bücher. Dadurch waren sie die unruhigen Führer der Bremer Arbeiterschaft geworden. Ähnliches war in Havanna nicht zu befürchten, denn die Zuhörerschaft war weiblich und die Lektüre unpolitisch. Unternehmer wie Arbeiter waren mit der Einrichtung sehr zufrieden. Ausserdem hatte sich bewährt, dass jeder Tabakarbeiter so viel rauchen durfte, wie er Lust hatte. Der Tabakverbrauch in Kuba selbst ist, wie mir gesagt wurde, grösser als der Verbrauch kubanischen Tabaks sonst in der Welt und doch sei in Kuba noch nie ein Fall von Nikotinvergiftung festgestellt worden. Nach dieser erfreulichen Feststellung wurde mir feierlich eine Zwei-Dollar-Zigarre überreicht. Sie war doppelt so lang wie eine gewöhnliche Havanna-Zigarre und der Stolz der Firma. In ein schön eingebundenes Buch musste jeder Empfänger seinen Namen eintragen. Unter meinen nicht sehr zahlreichen Vorgängern waren gekrönte Häupter; viele Namen werden nicht mehr gefolgt sein. Man sah deutlich, dass ein Konkurrenzkampf mit dem Tabaktrust den Tod bedeuten würde. Schon hatte der Trust die beste deutsche Tabak-Plantage an sich zu bringen verstanden; es war, wie ich jetzt erfuhr, die Plantage, die ich am Sonntag besucht hatte. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann das Übrige nachfolgen werde. Wie nannte man doch die Liberty im Hafen von New York? „Liberty of the captains of industry!“

Noch mehr als die kubanische Tabakwirtschaft hatte mich die dortige Zuckerwirtschaft interessiert. Denn Deutschland hatte bekanntlich der Verwissenschaftlichung der Wirtschaft beim Rübenzucker den Rohrzucker so gründlich besiegt, dass es zum grössten Zuckererzeuger und Zuckerexpoteur der Welt wurde. Aber gerade um die Zeit meines neuen Besuches in den Vereinigten Staaten bahnte sich auch auf diesem Gebiet vielfach unbemerkt, eine Wandlung an. Zuerst war die Rohrzucker-Insel Hawaii von den Vereinigten Staaten erworben worden; es folgten die Philippinen und Portorico, und jetzt wurde das aussichtsreiche Zuckerland, Kuba, zum mindesten der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten eingegliedert. Das amerikanische Grosskapital konnte sich hinfort des Rohrzuckers unter den günstigsten Bedingungen annehmen. Das grösste Zuckerverbrauchsland der Welt begann damals den Weg der Verselbständigung in der Zuckerversorgung zu beschreiten. Die Tropenwirtschaft wurde zuerst in diesem Zweig aus dem Zustand primitiver Ausbeutung in den Bereich kapitalistischer Durchorganisation gezogen, sogar im Übermass. –

Wichtiger als die Weihnachtliche Spritztour nach dem warmen Süden war meine Reise nach dem Westen. Das Weizengebiet des mittleren Westens hatte ich 1893 einigermaßen kennen gelernt; ich hatte auch in Iowa, in dessen nicht sehr reizvoller Hauptstadt Des Moines ich mich einige Tage studienhalber aufhielt, einen flüchtigen Einblick in das Maisgebiet, die Grundlage der amerikanischen

Schweinezucht, getan. Von dem an Regen und Bäumen reichen Teil der grossen Ebene zwischen den Felsengebirge und dem niedrigen Bergzügen der Appalachen, durch die der Mississippi seine Wasserfluten wälzt, hatte ich eine Vorstellung, ohne dass schöne Landschaftsbilder sich der Erinnerung eingeprägt hätten. Der interessantere und etwa ein Drittel des Landes ausmachende westliche Teil dieser Ebene, der nicht Bäume, sondern nur noch Gras hervorbringt, war mir noch unbekannt. Darum suchte ich zunächst den Staat Colorado am Fusse des Felsgebirges auf. Die Grassteppe, durch welche die Fahrt ging, hatte durch ihre Grenzenlosigkeit etwas Grossartiges; ähnlich war der Eindruck auch bei den Bergen, die sich in endlos erscheinenden Reihen erstreckten; sie bleiben in ihrer Höhe über dem Meeresspiegel bekanntlich nicht viel hinter den Alpen zurück, erscheinen aber niedriger, da sie von einem höher gelegenen Sockel aufsteigen und entbehren der Mannigfaltigkeit in der Gestaltung, die den Schweizer Bergen eigen ist. Die Eigenart der landschaftlichen Schönheit in den Vereinigten Staaten liegt in der ungeheuren Einförmigkeit. Sie ging mir voll erst auf am Grand Canyon des Colorado-Flusses.

Wenn man zuerst an seinem Rande steht, kann man sich von dem Ausmass dessen, was man vor sich sieht, keine Vorstellung machen. Man hat nichts, an das man anknüpfen könnte. Man ahnt kaum, dass es mehr als 1000 Meter in die Tiefe sind, wo der zusammengedrückte Fluss rauscht, und dass der jenseitige Rand etwa 16 Kilometer entfernt ist. Auch in den Formen und Farben erinnert das Bild an nichts, was ich bisher gesehen hatte. Eine Unzahl berghoher, oft phantastisch geformter Pyramiden, die der Fluss durch Erosion geschaffen hat, alles in einer indianerhaft rotbrauner Farbe, die sonst in der Natur im Grossen kaum vorkommt. Erst als ich den steilen Pfad zum Flusse herunterritt, wurde mir klar, was das Auge nicht entwirren konnte. Und über 300 Kilometer soll sich dieser Canyon, immer mehr sich verengend, in die Berge hinein erstrecken! Es war das Merkwürdigste, das ich in der Natur gesehen habe, grossartig, ohne jede Lieblichkeit; ob es auch schön war, kann ich heute nicht sagen.

Noch in der Ebene und zugleich im Windschatten der Berge liegt ein Kurort – Colorado-Springs – den die Amerikaner mit Davos vergleichen. Da es im Winter so gut wie garnicht regnet, rühmen sie ihm sogar sehr viel mehr Sonnentage nach. Ich hatte von ihm keinen tiefen Eindruck, was sich aber vielleicht daraus erklärt, dass ich nicht wohl war. Freilich war mein Sinn auch auf anderes gerichtet. Ich wollte ein Bild der Wirtschaft dieses Gebietes gewinnen.

Zu diesem Zweck fuhr ich zur nahen Bergwerkstadt Cripple Creak, deren Name zuerst 1894 und kürzlich wieder in aller Welt genannt worden war. Dort war nämlich unter den Bergarbeitern ein Streik ausgebrochen, bei dem die Arbeiter mit Dynamit vorgingen und die Arbeitgeber sich vor Verschleppung von Arbeiterführern nicht scheuten; Schiessereien hatten stattgefunden, die einem Bürgerkrieg nahe kamen. Da der Bergbau in den Vereinigten Staaten erst in den Anfängen seiner Entwicklung stand, wollte ich mir an Ort und Stelle ein Urteil zu bilden suchen. Was war es, das zu dieser, auch in Amerika bisher unbekannten Schärfe den Anlass bot? In Cripple Creak zeigte sich, dass sich der dortige Goldbergbau in grosser Umwandlung befand. Bis vor Kurzem wurde er von Abenteurern aller Art selbständig betrieben; alle wollten reich werden und einige wurden es auch noch. Im ganzen aber reichten Findigkeit und Finderglück nicht mehr aus. Kostspielige Anlagen wurden nötig. Die bisher Selbständigen wurden damit Arbeiter. Dieser Wandel vollzog sich unter Gewalttätigkeiten. Bei meinem Besuch war Alles friedlich. Wenn man sich aber die bunte Gesellschaft ansah, konnte man kaum daran zweifeln, dass es sich um

einen wilden Vorläufer weiterer Kämpfe gehandelt habe. Wenn die Einwanderung zum Stillstand kam, war die Zeit für sie gekommen.

Ich bekam auch etwas von der Gegenseite zu sehen. Colorado war Hauptarbeitsfeld der Familie Guggenheim. Meyer Guggenheim, der aus der Schweiz eingewandert und vom Seidenhandel zur Erzverhüttung übergegangen war, hatte sieben Söhne. Mit ihrer Hilfe machte er aus einem Gewirr System. Wie Rockefeller von den Raffinerien aus die zahllosen Besitzer von Erdölquellen unter seine Gewalt gebracht hatte, so Guggenheim vom „Smelter“ aus den verzettelten Erzbergbau. Weil er sich auf seine sieben Hauptmitarbeiter verlassen konnte, war er auch seinen Konkurrenten überlegen. Die „American Smelting and Refining Co.“, die ihn unter ihre Kapitalmacht zwingen wollte, geriet bald unter seinen Einfluss; und die Guggenheims waren schliesslich nicht nur in den Vereinigten Staaten und dem benachbarten Mexiko, sondern auch in Bolivien und vor allem in Chile tätig, fast in der ganzen Welt. Was die Familie Merton ähnlich umfassend von Europa aus aufgebeut hat, das war hier für die neue Welt geschaffen worden. Ich besuchte einen „Smelter“ in der Nähe von Denver und traf dort einen deutschen Ingenieur. Die Anlage machte mir keinen Eindruck, aber ich erfuhr viel vom Ingenieur, der trotz seiner Einsamkeit mit den Verhältnissen genau vertraut war.

Was ich gesehen und gehört hatte, beschäftigte mich so sehr, dass ich den Governor von Colorado Henry A. Bachtel aufsuchte, um von ihm noch weiteres über die soziale Lage zu erfahren. Ich traf einen älteren Herrn mit auffallend gütigem Gesichtsausdruck, der aber leider fast taub war, sodass eine Unterhaltung äusserst schwierig war. Immer wieder kam er auf seine Reisen zu sprechen und erzählte fast schwärmerisch von – Kleinasien! Ich erfuhr später des Rätsels Lösung. Der Governor war methodistischer Geistlicher und lange als Missionar in Kleinasien tätig gewesen. Die sozialen Kämpfe hatten die Bevölkerung erregt und die Parteipraktiker sie degouttiert. Zumal da Colorado der einzige Staat war, wo die Frauen volles Stimmrecht hatten, war das einzige Ziel, nach dem man strebte: Ruhe und Anständigkeit. Der Kandidat der Bergarbeiter war der Führer ihres Streiks, Haywood, der im Nachbarstaat im Gefängnis sass; neben ihm stand der demokratische Richter Lindsey, der später auch ausserhalb der Vereinigten Staaten bekannte radikale Reformator von Jugenderziehung und Ehe. Ihnen gegenüber entschied man sich für den methodistischen Missionar, der jedenfalls Einflüsterungen von keiner Seite zugänglich war. Hatte dieser Besuch auch nicht den von mir erwünschten Erfolg, so vervollständigte er doch das Bild vom amerikanischen politischen Leben im Westen.

In Colorado lernte ich schliesslich auch in der Wirtschaft etwas kennen, was mir Eindruck machte. Ich hatte manches Eisenwerk in Amerika gesehen, insbesondere auch das berühmte „Homestead-Work“ in Pittsburg. Alles konnte den Vergleich mit den deutschen Werken damals nicht aushalten; es fehlte die sorgfältige Durchorganisation. Das war bei der „Colorado Fuel and Iron Company“ in Pueblo, dem damals westlichsten und neuesten Eisenwerk in den Vereinigten Staaten, anders. Ich war darüber erstaunt und machte daraus kein Hehl. Das führte zu der Entdeckung, dass hier eine Selbstkostenrechnung durchgeführt war, wie man sie sich umfassender nicht vorstellen konnte. Ausgangspunkt war augenscheinlich die Tatsache, dass eine wurzelständige Arbeiterschaft nicht vorhanden war. Man war auf die Einwanderung angewiesen, die an der pazifischen wie die an der atlantischen Küste. Nicht weniger als 36 Völker und Stämme waren im Werke vertreten, und für jede Gruppe hatte man ermittelt, für welche Arbeit sie sich am besten eignen, mit welchen Gruppen sie sich

vertrugen oder nicht vertrugen. Es war höchst interessant, dieser arbeitspsychologischen Rationalisierung nach zu gehen. Wenn derartiges im Reiche von Buffalo Bill geschah, dann war es auch nicht ausgeschlossen, dass sich ein solcher Geist einst in der amerikanischen Industrie überhaupt entfaltete.

Schwieriger als von der Industrie war ein Bild von der Landwirtschaft in Colorado zu gewinnen. Ein Zufall kam mir da zu Hilfe. Ich wollte irgendetwas nachfragen und geriet dabei an die Tür der Versuchsanstalt für „dryfarming“. Ich erfuhr, dass diese Anstalt sich für die älteste dieser Art halte und neuerdings die Aufmerksamkeit der Bundesregierung auf sich gezogen habe. Seit etwa zehn Jahren war sie bestrebt, Methoden zu entwickeln, um die geringe Feuchtigkeit des Bodens voll auszunutzen, oft in zwei Regenperioden für eine Ernte. Noch wichtiger war die Beschaffung anspruchsvoller Pflanzen aus den Trockengebieten Afrikas und den Grassteppen Russlands. Man war gerade mit Alfalfa beschäftigt. Interessanter als die sachliche Einzelheit waren mir die Menschen. Ich habe selten eine Schar junger Männer gefunden, die so voll ansteckender Begeisterung für ihre Arbeit waren. Der hohe Reiz der Erschliessung eines neuen grossen Landes war mir noch nie so unmittelbar entgegengetreten. Das war der Höhepunkt meines Aufenthaltes in Colorado. Eine Unterredung von knappen zwei Stunden hatte mir den Blick – ich möchte fast sagen- für eine neue Welt geöffnet. Zugleich war sie eine wertvolle Einleitung zu meiner Weiterreise nach Kalifornien. Denn diese führte mich aus der halbtrockenen Grassteppe in die trockene Steppe, aus dem Gebiet des Dry-farming in das Gebiet der Landwirtschaft mit künstlicher Bewässerung. Der Colorado-Fluss, durch den ein langes Tal mit den Merkwürdigen Erosions-Gebilden ausgestattet ist, hat seit Jahrtausenden in der Ebene, wo seine Strömung langsamer wird, den abgeschwemmten Löss abgelagert; und diese Erde hat in dem regenlosen Gebiet ihre grosse Fruchtbarkeit unverringert erhalten. Nur Feuchtigkeit fehlte ihr, um die wunderbarsten Ernten hervorzubringen. Die Amerikaner zwangen den Colorado-Fluss, ihr auch diese zu liefern. So erblühte hier im ehemaligen „Colorado Desert“ Südkaliforniens eine landwirtschaftliche Erzeugung, wie sie so üppig die Welt noch nicht gesehen hatte. Insbesondere Obst aller Art wurde bei künstlicher Bewässerung in erstaunlicher Grösse, Menge, und Schönheit mit geringer Mühe gezogen. Wo bisher die Wüste staubte, dehnten sich jetzt zwischen dem Meer und den Schneebergen der Sierra Nevada die Plantagen von Orangen, Zitronen, Aprikosen, Trauben u.a.: ein neues Bild grossartiger Einförmigkeit.

Als ich 1906 Süd-Kalifornien kennen lernte, war es noch ein rein landwirtschaftliches Gebiet. Aber im Jahr vorher waren bei Los Angeles die reichen Erdölquellen entdeckt worden. Bisher hatte der Kohlenmangel eine industrielle Entwicklung verhindert. Jetzt gewann man einen Heiz- und Kraftstoff, der sogar noch manche Vorzüge vor der Kohle aufzuweisen hatte, und zugleich regte sich im Anschluss an die künstliche Bewässerung die Unternehmungslust. Man wollte den unbotmässigen Colorado-Fluss zähmen, und zwar sollte er, noch ehe er den landwirtschaftlichen Boden befruchtete, die Kraft seines Wassers für die Industrie nutzbar machen. Hatte man bisher unter dem Mangel an Kohle geseufzt, so jubelte man jetzt über die sich öffnenden neuen Kraftquellen. Ich kam in Los Angeles in eine echte Boom-Stimmung hinein; ich glaubte es fast beobachten zu können, wie die bisher einseitig überwiegende Schicht von Erholungssuchenden und Vergnügungsreisenden durchsetzt wurde mit Unternehmern und Spekulanten.

Die „Boom-Stimmung“ hatte aber noch einen anderen Grund. Er lag im Verkehrswesen und war auch zweifacher Art. Kalifornien wie die ganze nordamerikanische Pazifik-Küste befand sich in äusserster

Isolierung. Es war bis 1869 nur durch Karren auf dem Landwege oder durch Schiffe um Südamerika oder um Afrika und Süd-Asien herum zu erreichen. Im selben Jahr als der Suez-Kanal eröffnet wurde und Afrika zu einer Insel machte, wurde auch die erste Eisenbahnverbindung zwischen der Atlantischen und der Pazifischen Küste der Vereinigten Staaten hergestellt. Diese grosse Leistung vollbrachte Jay Gould mit billiger Chinesenarbeit; um sein Verkehrsmonopol ausnutzen zu können, erwarb er noch die einzige Dampferlinie, die von San Francisco nach Panama, dem Endpunkt der Panama-Eisenbahn, führte. So war der Verkehr zwischen Atlantischen und Pazifischen Teil der Vereinigten Staaten in einer Hand vereinigt.

Allerdings kam nach einigen Jahren zur Union Pacific Railroad noch die Southern Pacific Railroad hinzu, die in erster Linie von Leland Stanford und Huntington organisiert worden war. Sie erscheint ihrer Aufgabe aber noch weniger als die erste gewachsen gewesen zu sein. Beide Eisenbahnen waren dringend verbesserungsbedürftig. Deshalb hatte sie das Interesse von Harriman auf sich gelenkt. Er erwarb 1898 die „Union Pacific“ und einige Jahre darauf auch die „Southern Pacific Co.“. Damit gingen beide Eisenbahnen, von denen das Schicksal Kaliforniens weitgehend abhing, in die Hand eines Mannes über, der zwar auch wie die meisten nordamerikanischen Eisenbahnbauer von Wallstreet ausgegangen war, aber sich unzweifelhaft wie bisher kein Anderer zu einem wirklichen Kenner des Eisenbahnwesens emporgearbeitet hatte. Jay Gould wie auch Huntington und wohl auch Leland Stanford waren Männer gewesen, die in der Eisenbahn in erster Linie eine Spekulationsobjekt sahen, Harriman war ein wirklicher „Upbuilder of railroads“ geworden. Es war erstaunlich, wie ihm von allen Seiten Vertrauen entgegen gebracht wurde. Er hat es auch insofern nicht enttäuscht, als seine Bahnen in ihrer Leistungsfähigkeit ausserordentlich gehoben wurden; er war in den Vereinigten Staaten wohl der Erste, der das Eisenbahnwesen, wie er selbst sagte, „scientifically“ betrieb. Aber alles, was die Leistungsfähigkeit steigern konnte, erschien ihm erlaubt, Leistungsmangel allein als Unmoral. Darum hat die Interstate Commerce Commission ihm, wenn sie auch nicht gerichtlich gegen ihn vorgehen konnte oder wollte, doch „indefinite financing“ vorgeworfen, und Präsident Theodor Roosevelt, der anfangs mit ihm befreundet war, ihn später als „Enemy of the Republic“ bezeichnet. Die Machtstellung der „Interstate Commerce Commission“ ist durch Harriman gegen seinen Willen sehr gestärkt worden; aber als ich in Kalifornien war, war Harriman mit ein Grund für die allgemein herrschende „Boom“-Stimmung.

Ihr Nährboden war aber auch der Panama-Kanal. Seine Hauptbedeutung sah man mit Recht in einer besseren Verknüpfung der hafenreichen atlantischen und der hafenarmen pazifischen Küste der Vereinigten Staaten. San Diego, der einzige natürliche Hafen Süd-Kaliforniens, war der erste Hafen der Vereinigten Staaten nördlich vom Panama-Kanal, 500 Seemeilen südlich vom zweiten natürlichen Hafen Kaliforniens, San Francisco. In San Diego schien mir die „Boom“-Stimmung fast noch grösser zu sein als in Los Angeles.

Von hier aus fuhr ich nach San Francisco. Ein grösserer Gegensatz lässt sich kaum denken. In Los Angeles der Beginn eines Aufstiegs, der kaum seinesgleichen gehabt hat, in San Francisco ein schauriges Bild der Zerstörung. Fast eine Stunde, ehe der Schnellzug dort ankam, spürte man den Brandgeruch, obwohl seit dem Erdbeben vom 20. April 1906 reichlich dreiviertel Jahr vergangen war. In wenigen Stunden waren damals 460 von Strassen umgebene Häuserblocks mit etwa 18000 Gebäuden zerstört und ein Schaden von etwa 400 Millionen Dollar angerichtet worden. Das ging weit hinaus über den grossen Brand Baltimores 1904, die Zerstörung Galvestons durch einen Orkan 1900, das Erdbeben in

Charleston 1886 und den Brand Chicagos 1871. Die Erinnerung an diese früheren Katastrophen wirkte wie ein Trost; denn in allen Städten war das Unglück in einen Aufstieg umgewandelt worden. Das erwartete man voll Zuversicht auch für San Francisco und berauschte sich fast in immer neuen Zahlen an der Grösse der Aufgabe, die in ihrer Gesamtheit gar den Panama-Kanal weit übertreffe. So berechnete man, dass für jedes der neu zu bauenden Gebäude, welche die 18000 zerstörten zu ersetzen hatten, 548.000 Ziegelsteine, also im Ganzen 6576 Millionen nötig seien, die auf einander gelegt bis zum Mond, hinter einander gelegt dreissigmal um die Erde reichen würden. Obwohl ich schon allerhand solche Berechnungen gehört hatte, war ich doch vom Bilde der Zerstörung überwältigt. Es fand ihre Erklärung nur darin, dass die ersten Erdstösse die grossen Wasserleitungsröhren in der Erde zertrümmert hatten, sodass den Flammen ein Halt nicht mehr geboten werden konnte. Ein weites Gebiet war völlig ausgebrannt; phantastische Formen hatten oft die Ruinen; am besten hatten sich, wenigstens äusserlich, die neuzeitlichen Turmhäuser gehalten.

Inmitten dieser Zerstörung lag das „New Palace Hotel“, in dem ich wohnte. Es war eine Baracke, die neben den traurigen Resten des alten Palasthotels aufgeschlagen war. Bei der kümmerlichen Beleuchtung war es nachts gar nicht leicht ihn zu finden. Der Weg durch die Trümmer war völlig einsam. Trotzdem habe ich hier nie ein Gefühl der Ungemütlichkeit gehabt, wie es in New York und auch in anderen grossen Städten mich bisweilen befallen hat. In der „City of the Golden Gate“ übten die Ruinen nur auf Schrott- und Altmaterial-Händler eine Anziehungskraft aus. Sie waren alsbald aus aller Welt zusammengeströmt, ganz besonders aus Hongkong, das damals als grösster Markt für Altmaterialien galt.

Wo aber war die bisherige Bevölkerung geblieben? Sie konnte unmöglich im verschonten Teil der Stadt vollständig Unterkommen gefunden haben. Ich entdeckte einige Neusiedlungen am Rande der Stadt. Hier waren Strassen im Stil der „mining camps“ ausgebaut worden, wie sie im Anschluss an die kalifornischen Goldfunde einst in der Umgebung entstanden waren. Der Rückweg in die noch nicht ferne Vergangenheit hatte sich leicht finden lassen. Die Selbsthilfe der Gold suchenden „Pioniere von 1849“ war noch nicht ausgestorben. Aber das, was ich sah, entsprach in der Ausdehnung keineswegs dem, was zu erwarten war. Das machte mich stutzig, und allmählich wandelte sich ein wenig der erste niederdrückende Eindruck. Erdbeben und Feuersbrunst hatten nicht den Lebensnerv dieser grössten Stadt des amerikanischen Westens getroffen. Ihre wirtschaftlichen Grundlagen waren unberührt geblieben. San Francisco war ja keine Industriestadt. Es war eine Handelsstadt, die sich einerseits auf das umgebende Land stützte das vielleicht sogar nirgends Vergleichbares hatte, und das andererseits den wichtigen Zugang zur grössten Wasserfläche des Erdballs mit gegenüberliegenden dichtbevölkerten Küstengebieten darbot. Landwirtschaft und Bergbau, Handel und Seeschifffahrt waren unmittelbar nicht betroffen. Nur die Baulichkeiten wo sich das Geschäftsleben abspielte, die Waren eingelagert wurden, teilweise auch die Menschen wohnten, lagen in Trümmern. Sie besser wieder aufzubauen, erschien sogar Vielen eine dankbare Aufgabe. Da sich zugleich eine Preissteigerung in manchen Gebieten entwickelte, schien sich sogar auch hier so etwas wie „Boom-Stimmung“ zu entwickeln.

Damit ist aber das Bild der Lage noch nicht vollständig. Wenn ich anfangs meinte, die Grösse des Unglücks und die Gleichartigkeit der Aufgabe für einen grossen Teil der Stadtbevölkerung müsse auch in einer einheitlichen Haltung der Bevölkerung zum Ausdruck kommen, so genügte ein Blick in die Zeitungen, um zu sehen, dass das in keiner Weise der Fall war. Obwohl ich die Kampflust und Kampfart

der amerikanischen Zeitungen einigermaßen kennengelernt hatte, war ich doch erstaunt über den wilden Streit, der in der Presse San Franciscos tobte und die Stadt fast mehr noch als das Erdbeben in Aufregung brachte. Es drehte sich um die Person des Mayor oder Bürgermeisters der Stadt.

Als vor wenigen Jahren in San Francisco, das bisher stets ein der Geschäftswelt genehmes Oberhaupt gehabt hatte, die Rechte des für zwei Jahre gewählten Mayor sehr erweitert worden waren, hatte die Arbeiterschaft, die hier eine besondere Rolle spielte, weil sie den Kampf gegen Konkurrenz der Chinesen aufgenommen und erfolgreich durchgefochten hatte, eine „Union Labor Party“ gebildet und ihrem Kandidaten zum Siege und zweimal zur Wiederwahl mit stark wachsender Stimmenzahl verholfen. Es war ein aus dem Rheinland stammender Deutscher mit Namen Eugen Schmitz, Violinspieler, der im kleinen Columbia-Theater das Orchester geleitet hatte. Überall hörte man, er habe sich bei der Katastrophe vortrefflich benommen; sah man aber in die Zeitungen, so tobte um ihn der Streit. Hauptgegner war Rudolf Spreckels. Er war der Sohn des aus Deutschland eingewanderten Klaus Spreckels, der der „Zuckerkönig des Westend“ geworden war, der reichste Mann der Stadt, der sich wie Hearst der Politik widmete und die verbreitetste Zeitung der Stadt aufgekauft hatte. San Francisco war in zwei Parteien aufgeteilt. Auf den ersten Blick schien der Gegensatz darin zu wurzeln, dass zum ersten Mal – wie ich glaube im ganzen Lande – das herkömmliche „Business-Government“ durch ein „Labor-Government“ abgelöst worden war. Damit war aber schwer in Einklang zu bringen, dass beiden Parteien führende Geschäftsleute angehörten. Um mir etwas Klarheit zu verschaffen, beschloss ich, die beiden Hauptkämpfer aufzusuchen. Es gelang mir auch, Schmitz zu sprechen. Nachdem wir uns über die aus dem Erdbeben erwachsenen grossen Aufgaben unterhalten hatten, erwähnte ich auch den mir so unzeitgemäss erscheinenden Zeitungskampf. Schmitz schien darauf gewartet zu haben und setzte mir nun ausführlich auseinander, worin er seinen Grund habe. Er habe als Oberbürgermeister keinen Anspruch auf eine Pension, könne aber aus persönlichen Gründen wie im Interesse der Stadt nicht seine Tätigkeit als Violinspieler wieder aufnehmen, nachdem er Jahre lang Oberhaupt der Stadt gewesen sei. „Ich habe darum Massnahmen, die mir notwendig und erlaubt erschienen, getroffen, um mein jetziges Leben mit meiner Familie in bescheidenen Formen fortführen zu können“. Ich muss sagen, der stattliche Mann machte mit seiner Offenheit und Bestimmtheit einen sympathischen Eindruck. Er ist aber unterlegen.

Rudolf Spreckels kennen zu lernen, gelang mir nicht. Er betrieb den Kampf nicht nur mit immer neuen Artikeln in seiner Zeitung, sondern stiftete auch 100.000 Dollar, um eine grosse Untersuchung der Geschäftsführung von Schmitz durchzuführen. Zu diesem Zweck wusste er in solchen Untersuchungen bewährte Männer aus Washington herbeizuschaffen, und mit ihrer Hilfe gelang es, Schmitz zu einer Gefängnisstrafe zu verurteilen. Ob dieses Urteil gerecht sei, wurde jetzt der Gegenstand des Streits. Die Anhänger von Schmitz behaupteten, es sei nur der politische Sieg von „Business“ über „Labor“. Die Anhänger von Spreckels behaupteten, es handle sich in Wirklichkeit um einen Missbrauch der Arbeiterschaft für selbstsüchtige Zwecke. Ein Fremder konnte nicht erkennen, wo das Recht lag. Mich interessierte auch mehr, wie die Sache ausserhalb San Franciscos aufgefasst wurde. Wie man vom Wiederaufbau eine ohne die Katastrophe nicht zu erreichende Verbesserung der Stadt erwartete, so vom politischen Kampf eine „Reinigung“, wie sie sonst nicht zu erreichen gewesen wäre. An der Entwicklung des zurückgebliebenen Westens stärkte sich immer wieder der im amerikanischen Volke

lebende Glaube an zunehmende Vervollkommung. Wie Fortschritte erzielt werden – ob durch Einzelne, durch Stadt oder den Staat – war dabei gleichgültig. Ich habe in New York einer sozialistischen Versammlung beigewohnt, die von einem feingekleideten Bankdirektor mit den Worten eröffnet wurde: we are all socialists. Das war nicht eine leere Redensart. Solange das Streben, die Gleichheit der Menschen zur Tatsache zu machen, Erfolg versprach, war der Sozialismus auf amerikanischem Boden harmlos; wurde dieses Streben aussichtslos so wurde er gefährlich. Im Westen war der Fortschritt noch deutlich, im Osten fing er an, den Augen der Menge zu entschwinden. Ging das Selbstvertrauen verloren, so war die viel verkannte Eigenart des amerikanischen Idealismus schwer aufrecht zu halten.

Nahm mich auch anderes in San Francisco in erster Linie in Anspruch, so fuhr ich natürlich doch hinaus zur „Golden Gate“, dem breiten Eingangstor vom Pazifischen Ozean zur Bucht San Francisco, das im Süden von dem berühmten Felsen flankiert wird, an dessen Fuss Seelöwen und Seehunde spielen und auf dessen Höhe das Cliff-House liegt. Ich hatte zwar schon auf Point Loma bei San Diego einen freien Ausblick auf das Meer gehabt; erst vom Cliff-House aus erlebte ich in vollem Masse den Stillen Ozean. Wie anders war das Bild hier als an der atlantischen Küste Nordamerikas. Dort ist die Küste flach, sich gleichsam Europa öffnend; hier fällt sie steil ab, gleichsam einen Abschluss bildend. An der hafenreichen atlantischen Küste wurde ein ungeheurer Zustrom fremder Menschen begrüßt; an der hafenarmen pazifischen Küste gab es nur eine kleine Einwanderung. Der breite atlantische Zustrom war wirtschaftlich der weitaus wichtigere; der geringe pazifische hatte für die Politik eine ungleiche grössere Bedeutung gewonnen. Auf der anderen Seite des Pazifischen Ozeans sassen die menschenreichsten Völker des Erdballs. Sie werden erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts Europäern und Amerikanern zugänglich. Sehr langsam sind sie beweglich geworden. Schon eine geringfügige Auswanderung hatte grosse Aufregung hervorgerufen. Was musste es für Amerika bedeuten, wenn die Hunderte von Millionen Menschen im Osten und Süden Asiens sich neuzeitlichen Mittel der Erzeugung und der Zerstörung aneigneten? Was ich in Ostasien gesehen hatte, was sich dort in zahllose Einzelheiten auflöste, trat plötzlich in gewaltiger Geschlossenheit als Schicksalsfrage vor die Seele. Ich hatte das Gefühl, von dem was jenseits des Grossen Ozeans vor sich ging, nur wenig zu wissen. Wer wusste denn etwas davon?

Der Besuch von Cliff-House an der Golden-Gate empfand ich als das Ende meiner Reise nach Westen. Ich machte allerdings noch allerhand interessante Besuche. So war ich in der an der Ostseite der grossen Bucht von San Francisco wundervoll gelegenen staatlichen Universität von Kalifornien, in Berkeley, wo ich einen Vortrag vor versammelter Studentenschaft halten musste, dafür aber entschädigt wurde durch ein gemütliches und interessantess Zusammensein mit dem bedeutenden Präsidenten Wheeler und den Professoren der Universität. Es stellte sich heraus, dass sie in der Stille ihres idyllischen Universitätslebens gar nicht Notiz davon nahmen, was in San Francisco vor sich ging, und sie waren erstaunt, dass ich über Kalifornien mehr wusste als sie, und fast jeden kannte, der von ihnen genannt wurde. Als ich beiläufig sagte, dass ich lieber den für Kalifornien wichtigsten und interessantesten Mann, Harriman, nicht kennen gelernt hätte, sagte Präsident Wheeler, ich müsse noch bleiben, doch zeigte sich, dass es unmöglich war, ein Zusammentreffen so schnell zu arrangieren.

Einen Tag war ich auch in der Hauptstadt Kaliforniens, Sacramento, wo ich die Würdenträger des Staates, vom Governor und Exgovernor angefangen kennen lernte und auch von Aussen das

stattliche Warenhaus des Herrn Lubin sah, der mich in Berlin aufgesucht hatte, und Begründer des internationalen Agrarinstituts in Rom wurde. Dann ging die Reise weiter nach dem Walddreichen Nordwesten. Portland, wohl die älteste Stadt an der Westküste der Vereinigten Staaten – 1843 begründet – hat mich, bei allerdings recht kurzem Besuch, nicht irgendwie zu fesseln vermocht. Da war Seattle schon etwas anderes. Obwohl es 1880 erst 3533 Einwohner gehabt hatte, zählte es nun schon 100.000. Alles schien mir darauf hinzuweisen, dass es sich zum grössten pazifischen Seehafen der Vereinigten Staaten nach San Francisco entwickeln würde. Im Gegensatz zu Portland machte die Bevölkerung einen besonders rührigen und energischen Eindruck. Seattle hatte grosse Sägemühlen und Lachsräuchereien, sein reger Hafenverkehr trotz ungünstigem Ankergrund, sein enger Verkehr mit Alaska – alles deutete auf weiteren Aufschwung. Höchstens das nahe Tacoma hätte ihm gefährlich werden können, weil es sich einer so sehr viel angenehmeren Lage erfreut; das schönste Bild des amerikanischen Hochgebirges habe ich dort gesehen; der schneebedeckte majestätische Mount Rainier, der vielfach auch Mount Tacoma genannt wird.

Dann verliess ich die Vereinigten Staaten, fuhr im Nachtzug nach Vancouver, war erstaunt, wie in Kanada alles stiller, lieblicher, kultivierter zu sein schien, als ich es gewohnt geworden war, und reiste dann auf schnellstem Wege drei Tage und Nächte durch bis Chicago. Unterwegs lernte ich noch einmal die gewaltige Eintönigkeit dieses Erdteils in grausiger Weise kennen. Wir fuhren nämlich fast einen ganzen Tag lang am Rande eines Waldes entlang, der durch Feuer zerstört war; und erfrorenes Vieh an der Seite des Schienenweges wies duetlich darauf hin, mit welchen Schwierigkeiten die Siedler es hier zu tun hatten. Ich hatte keine Zeit, mich irgendwo aufzuhalten; denn in Chicago warteten meiner noch allerhand Aufgaben. Ich hatte in der Universität Anfang April noch sechs Vorlesungen zu halten.

Am ersten Tag, es war der erste April, war im Anschluss an meine Vorlesung „Reception“, und abends veranstalteten die Deutschen Chicagos einen Bismarck-Commerz, auf dem auch ich reden musste. Am nächsten Tage war bei Professor Laughlin, meinem Fachgenossen ein Essen mit obligaten Reden, und das wiederholte sich am nächsten Tag darauf bei Präsident Judson. Das wichtigste aber erfuhr ich erst während meiner Anwesenheit in Chicago. Der dortige „Industrial Club“ hatte nämlich sein Jahres-Bankett im Auditorium-Hotel. Auf ihm sollte der Governor Duneen über ein Haftpflichtgesetz sprechen, das demnächst der Volksvertretung des Staates Illinois vorgelegt werden sollte, und im Anschluss daran sollte ich über die Arbeiter-Versicherung in Deutschland einen Vortrag halten. Ich musste tüchtig arbeiten, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Trotzdem waren die wenigsten Tage in Chicago ein schöner Abschluss meiner amerikanischen Lehrtätigkeit, den ich in erster Linie dem deutschen Konsul Wever zu danken hatte; er nahm sich in reizender Weise meiner an. Interessant war auch eine Abendgesellschaft bei Mrs. Potter-Palmer, auf der ich den englischen Botschafter James Bryce kennen lernte, dessen grosses Werk über den „American Commonwealth“ für mich von unschätzbarem Wert gewesen war. Zu einem Erlebnis aber wurde der Besuch bei einem der Trustees der Chicagoer Universität, Charles R. Crane. Er hatte mir das von seinem Vater gegründete grosse Röhrenwerk zeigen wollen, das zu den besten Fabriken in den Vereinigten Staaten gezählt wurde; der Besuch nahm jedoch einen ganz anderen Verlauf. Im „Parlor“ Cranes hingen nämlich alle Wände dicht voll Bildern, die sich auf Russland bezogen. Als ich erstaunt mich umsah, sagte Crane, in den Nebenräumen seien noch mehr. Es waren viele Dutzende von Gemälden. Als ich fragte, wie sich diese ungewöhnliche Sammlung erkläre,

erzählte er mir, dass er seit Jahren seine Ferienreisen nach Russland mache und neudings regelmässig einen guten amerikanischen Landschaftsmaler, bald den einen, bald den anderen, mitnehme. So sei diese Sammlung zustande gekommen. Meine Neugier war nur umso grösser geworden. Ich fragte schüchtern, da ich aus den Bildern keine Antwort entnehmen konnte, was es denn sei, das ihn an Russland so sehr interessiere. Aus dieser Frage entwickelte sich ein hochinteressantes Gespräch, das den Plan der Fabrikbesichtigung in Vergessenheit versinken liess. Soweit sich ein mehrstündiges Gespräch kurz zusammenfassen lässt, war der Hauptinhalt der folgende: Der Norden Amerikas, zu dem Chicago zählt, und der Norden Eurasiens seien die beiden Grossen Gebiete der Erde, die am meisten Ähnlichkeit hätten; auch die Probleme, mit denen beide es zu tun hätten, seien daher sehr ähnlich, und die Erfahrungen des einen Gebiets seien wertvoll für das anderen. Die Unterschiede zwischen beiden seien nicht durch die Natur, sondern durch die Pflicht, den Russen zu helfen, diesen geschichtlich gegebenen Unterschied zu überwinden. Das liege auch im Interesse der Vereinigten Staaten. Es war mir klar, dass das im Hinblick auf Japan gesagt war. Schon in Chicago fühlten sich die Amerikaner als „the great Pacific Power“; und es stellte sich im Laufe des Gesprächs heraus, dass Russlands Minister Witte während der Verhandlungen mit Japan, die zum Frieden von Portsmouth führten, bei Crane gewohnt hatte. Auch Miljukoff, der jetzt als Wanderredner die Vereinigten Staaten durchzog, war sein Gast gewesen. Dieses Gespräch, das sich auch auf viele andere Fragen erstreckte, war ebenfalls ein gewisser abschliessender Höhepunkt meiner amerikanischen Reise.

Als solchen empfand ich meinen Aufenthalt in Chicago auch sonst noch. Bei meinem Besuch in den Vereinigten Staaten vor zwölf Jahren hatte ich mich in keiner Stadt so lange aufgehalten wie in dieser; ich hatte aber von ihr nicht sehr viel kennen gelernt. Das erklärte sich aus der Weltausstellung, die den Anlass meiner Reise bildete, und vor allem aus dem sich hier bietenden reichen Material für die mir übertragene Aufgabe. Jetzt lernte ich die „most typically American city“ von anderer Seite kennen. Sie war in letzter Zeit insbesondere auf sozialpolitischem Gebiet hervorgetreten. Dass grosse Land war im ganzen für umfassende sozialpolitische Massnahmen noch nicht reif, weil es in seinen verschiedenen Teilen nicht genügend Einheitlichkeit in den Aufgaben aufwies. Die Grosstädte mussten auf diesem Wege vorangehen zunächst diejenigen, in denen die Misstände besonders gross waren. Unter ihnen hatte sich Chicago einen gewissen Vorzugsanspruch erworben.

Ich traf die Stadt in einer Art stolzer Erregung. In einem viele Jahre langen Kampf winkte der Sieg. Er betraf die „public utilities“, also die Versorgungsbetriebe, auf die die Einwohner der Stadt besonders angewiesen waren, insbesondere die Strassenbahnen. Ihre Anlage und ihr Betrieb waren privater Unternehmungslust überlassen gewesen. So waren mit dem Wachsen der Stadt drei Strassenbahngesellschaften ins Leben gerufen worden, die sich nicht als Teile eines Ganzen, sondern als Konkurrenten fühlten. Ein Grossunternehmer hatte es allerdings vor Jahren verstanden, alle drei Gesellschaften aufzukaufen. Mit der Begründung eines privaten Verkehrsmonopols waren die kleinen Misstände beseitigt, aber die Ausbeutung des Publikums nur grösser geworden. Die „Chicago Traction Question“ zog schliesslich die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich und bei der kürzlich erfolgten Wahl des Bürgermeisters der Stadt hatte sich eine überwältigende Mehrheit für die Übernahme der Strassenbahnen in die Verwaltung der Stadt ausgesprochen. Diese Reform war gerade in der Ausführung und wurde in weiten Kreisen des Landes als Vorbild empfunden.

Noch wichtiger war, dass der lange Kampf die Aufmerksamkeit überhaupt auf die Misstände in den Grosstädten gelenkt hatte. Einer der bekanntesten damaligen Schriftsteller – Lincoln Steffens – hatte ein viel beachtetes Buch „The shame of the cities“ erscheinen lassen. Eine Hochflut von Reformeifer war insbesondere in Chicago entstanden, das im ganzen Lande eine „reputation for crime“ hatte. In einer der verbreitetsten Zeitschriften las ich: „The death-rate from murder in Chicago is 6 or 8 times greater than in cities of Great Britain, and 20 or 25 times greater than in cities of Germany! Solche Feststellungen führten zu der Frage, wodurch diese Zustände entstünden. Dabei kam man immer wieder in erster Linie auf den starken Alkohol-Konsum. Es waren die Anfänge der grossen Bewegung für „Prohibition“, die ich hier erlebte. Sie ist aus stürmischem Reformeifer erwachsen. –

Von Chicago ging es in einer Fahrt zurück nach New York. Dort nahm ich kurz Abschied von alten und neuen Freunden, Kollegen und Schülern. Die Anhänglichkeit der Schüler trat auch bei der Abfahrt des Dampfers noch einmal wohltuend in Erscheinung. Das hübscheste aber war, als ich in meine Kabine hinabging. Da lag auf meinem Bett mit einem Abschiedsgruss von Herrn Crane ein hoher Stapel von Büchern, die sich alle auf unsere lange Unterhaltung bezogen, oben auf Miljukoff, „Russia present and past“.

Auf der Rückfahrt hatte ich Zeit, die Bilanz meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten zu ziehen. Das sich ergebende Saldo war befriedigend. Kannte ich bisher, ausser Jugenderinnerungen, nur den amerikanischen Getreidehandel, so hatte ich jetzt einen weiteren Überblick gewonnen. Ich hatte nicht nur eine engumgrenzte Aufgabe gelöst, sondern eine Fülle neuer grosser Aufgaben lag vor mir. Ich war entschlossen, meiner alten Vorlesung über ostasiatische eine solche über nordamerikanische Wirtschaftsprobleme anzureihen. Ansätze dazu waren schon früher von mir gemacht worden; aber es fehlte das Wichtigste: der Mut zu eigenem Urteil. Er erwächst aus lebendigen Eindrücken des Auges und Ohres. Sie ersparen die mühsame Ermittlung, worauf es ankommt; das hat man im Gefühl. Die Anschauung macht blind für das Unwesentliche.

Nicht minder gross war der Gewinn für meine Wissenschaft im ganzen. Sie hatte sich bei mir bisher ausschliesslich auf deutschen Fundamenten aufgebaut. Ich sah jetzt ein, dass das, zumal bei den internationalen Problemen, die mich besonders interessierten zu normal(?) war. Die amerikanische Volkswirtschaftslehre, mit der ich mich vor allem im Seminar, beschäftigt hatte durfte beanspruchen, berücksichtigt zu werden. Sie erfreut sich eines Anschauungsmaterials, wie es in keinem anderen Lande gab; kann man von volkswirtschaftlichen Experimenten sprechen, so gab es ihrer in den Vereinigten Staaten mehr als anderswo; und an hervorragenden Kräften war weder in der älteren noch in der jüngeren Generation ein Mangel. Ich kam zum Ergebnis, dass ich meine volkswirtschaftlichen Ansichten nicht nur nach der einen oder anderen Seite zu ergänzen hätte, sondern sie im Ganzen überprüfen müsse. Damit habe ich auch in Deutschland alsbald begonnen.

Besonders hatte auf mich auch Eindruck gemacht, dass ich immer wieder der Ansicht begegnet war, die Wissenschaft in Deutschland leide an „overspecialisation““ Man unterschied allgemein zwischen ausgeprägten Spezialgelehrten und Männern, die Gelehrsamkeit mit allgemeiner Bildung verbinden, und war der Ansicht, dass es schwieriger und wichtiger sei, die zweite Gruppe heranzubilden. Wenn auch

Spezialgelehrte für unentbehrlich galten, hielt man doch die zweite Gruppe für die wichtigere; sie war von grösserem Einfluss. War dieses Problem nicht auch trennend für Deutschland?

Endlich war es mir wichtig, mit den Vereinigten Staaten gewissermassen persönlich Fühlung gewonnen zu haben. Schon im Anschluss an meine Studienreise von 1893 hatten sich manche Amerikaner, bekannte und unbekannte, persönlich oder schriftlich, in erwünschter oder unerwünschter Weise an mich gewendet. Diese persönliche Verbindung war jetzt sehr viel mannigfaltiger geworden. Manchmal schwoll sie sogar allzu sehr an. Vor allem erfreut war ich, dass vier Männer, die ich besonders schätzen gelernt hatte, in Deutschland häufiger an meine Tür klopfen.

Der eine war der genannte Redakteur des „Outlook“, der die auswärtige Politik zu bearbeiten hatte, Elbert F. Baldwin. Er wurde immer zu den Haager Friedenskonferenzen geschickt und machte dann einen Abstecher nach Bonn. Durch ihn blieb ich mit dem, was auf dem Gebiet der europäischen-amerikanischen Politik und der Innenpolitik der Vereinigten Staaten vor sich ging, in einer gewissen lebendigen Fühlung. Noch häufiger besuchte mich derjenige Fachkollege, mit dem ich an der Columbia Universität am meisten zu tun hatte: Edwin R.A Seligman, der aus einer Bankier-Familie stammte und sich der Wissenschaft zugewandt hatte. Sein Hauptarbeitsfeld – die öffentlichen Finanzen – lag meinem Interessenkreis ziemlich fern; er war aber auch als Organisator tätig. So hatte er eine Sammlung fast aller bedeutenden zusammenfassenden volkswirtschaftlichen Veröffentlichungen der Welt in ihren Originalausgaben zusammengebracht, eine schöngebundene Sammlung, wie es sie zum zweiten Mal sicherlich nicht gibt. Seine Hauptleistung war aber die Encyclopedia of Social science. Bei den Anfängen dieses Werkes zog er mich zu Rate, und ich konnte ihm auch etwas nützlich sein; später wurde ich einer der beiden deutschen Mitherausgeber, ohne noch nennenswerten Einfluss ausüben zu können. Eine Hast der Arbeit entwickelte sich, welche einen erspriesslichen Verkehr mit Europa kaum noch ermöglichte. Der dritte treue Besucher war derjenige amerikanische Fachkollege, dem ich die grösste Verehrung entgegengebracht habe: John Bales Clark. Er war Schüler von Kniess in Heidelberg gewesen und kannte die deutsche Volkswirtschaftliche Literatur von Grund aus. Er lebte nur der Wissenschaft und erinnerte mich an Alfred Marshal (Cambridge) der in Köln und Bonn verschiedentlich bei mir gewesen war; ihm fehlte aber das Weltmännische des Engländers. Wie sehr ich ihn schätzte, geht daraus hervor, dass meine Frau sein zusammenfassendes Werk „Essentials of Economic Theory“ übersetzte; der Weltkrieg verhinderte die Veröffentlichung, für die ein fertiger Verlagsvertrag schon vorlag. Am 30. Juli 1914 war Clark noch bei uns; er kam tiefbewegt von einer „Friedenskonferenz“ und ging zu einer anderen in der Schweiz, aber ohne viel Hoffnung. Es war das letzte Mal, dass ich den trefflichen Mann gesehen habe. Sein Sohn, der meinem Seminar an der Columbia-Universität angehört hatte, wurde mit Recht sein Nachfolger.

Am meisten erfreuten mich aber die Besuche Charles R.Cranes. Er war, als Taft, der General-gouverneur der Philippinen, republikanischer Präsident der Vereinigten Staaten wurde, von ihm alsbald zum Gesandten in Peking ernannt worden. Ich war daher sehr verwundert, als er eines Tages bei uns erschien. „Ich dachte, Sie seien in Peking!“ „Nur meine Koffer sind dorthin gekommen. Ich bin in San Francisco sitzen geblieben; denn die Japaner erhoben Widerspruch gegen meine Ernennung, da ich ein Freund Russlands sei und Witte zur Zeit des Abschlusses des Friedensvertrags von Portsmouth bei mir gewohnt hat.“ Die Bekanntschaft hatte noch ein weiteres Nachspiel. Als im ersten Weltkrieg die

Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg erklärten, ging ich zu dem mir bekannten Staatssekretär Zimmermann im Auswärtigen Amt und erzählte ihm von meiner Bekanntschaft mit Crane: sicherlich werde jetzt der Versuch gemacht werden, die von ihm mir entwickelten Ansichten, die aller Wahrscheinlichkeit nach in weiteren Kreisen des Westens der Vereinigten Staaten geteilt würden, in die Tat umzusetzen. Kurz darauf las man in der Zeitung, dass die Vereinigten Staaten eine grosse Kommission nach St.Petersburg entsandten, deren Leitung in den Händen von Elihu Root und Charles R.Crane liege. Die russische Revolution hat dann anscheinend mitgewirkt, dass Crane sein Interesse mehr von Russland auf den Balkan und nahen Orient übertrug. Aber im letzten Jahre der Präsidentschaft des Demokraten Wilson ist er doch noch als amerikanischer Gesandter nach Peking gekommen; und das hatte wieder bezeichnenderweise zur Folge, dass er 1931 „honorary advisor“ der Regierung in Nanking wurde. Er war ein „good mixer“ allergrössten Stils.

Nicht minder als die persönlichen Beziehungen erfreute mich, dass auch die Verbindung mit der Columbia Universität nicht mit dem Semester beendet war, in dem ich ihr angehört hatte. Ich wurde nämlich zum Ehrendoktor ernannt und zwar erhielt ich – wie es in der Verleihungsurkunde heisst – „the highest honor which the University can bestow.“ Das ist der Ehrendoktor der Rechte (LLD), der nicht der Ehrendoktor einer Abteilung oder Fakultät ist, sondern als Ehrendoktor der ganzen Universität gilt und daher nur selten verliehen wird. Ich erhielt ihn „In recognition of your achievements as a scholar and teacher, and of your important services both to Germany and to America by your highly successful discharge of the duties of the Kaiser-Wilhelm-professorship.“ Bei der „Commencement-Feier“ fand die feierliche Überreichung des Ehrendiploms statt. Bei ihr sprach Seligman im Namen der volkswirtschaftlichen Abteilung schöne und anerkennende Worte. Ich hatte selbst der Einladung zu dieser Feier nicht entsprechen können. Der deutsche Generalkonsul in New York nahm das Diplom für den Sohn seines Vorgängers in Empfang.